



Herausgegeben von der Evangelischen Pastoral-Konferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasilien.

12. Jahrgang.

Blumenau, im Oktober 1919.

Nr. 10.

Bezugseinladung.

Im Jahre 1919 soll der Christenbote nur noch 400 Rs. in Santa Catharina, in Mittelbrasilien 500 Rs. kosten. Die Pfarrämter und Agenten werden herzlich gebeten, möglichst zahlreich neue Leser zu werben und die Zahl der gewünschten Exemplare wie die Adressenveränderung bald bekannt zu geben. Von der Zahl der Besteller wird der Preis unseres Blattes im Jahre 1920 abhängig sein. Bei der allgemeinen Erhöhung der Herstellungskosten wird 1\$500 wahrscheinlich als Mindestpreis gefordert werden müssen.

Die Schriftleitung.

Die enge Pforte.

Matthäus 7, 13—14: Gehet ein durch die enge Pforte. Denn die Pforte ist weit und der Weg ist breit, der zur Verdammnis abführt; und ihrer sind viele, die drauf wandeln. Und die Pforte ist enge und der Weg ist schmal, der zum Leben führt; und wenig ist ihrer, die ihn finden.

Das höchste Ziel, das uns als Christen gesteckt ist und das zu erreichen unser eifrigstes Streben sein sollte, ist das ewige Leben. Darüber sind sich wohl alle Christen einig. Aber über den Weg, der zu diesem Ziele führt, herrscht nicht einerlei Meinung. Die einen sagen: Du mußt nur dein Mißtrauen gegen Gott fahren lassen und glauben, daß er dich demaleinst schon in Gnaden annehmen wird, auch wenn du hier auf Erden oftmals gefehlt und gesündigt hast. Andere dagegen sagen: Du bist wegen deiner Sünden ein verlorener und verdammter Mensch und kannst nur gerettet werden, wenn du ernstlich Buße tust und dich von Grund aus änderst.

Welche von diesen beiden Auffassungen ist die richtige? Mir scheint, die letztere, denn für sie spricht auch das obige Wort Jesu: „Gehet ein durch die enge Pforte, denn die Pforte ist weit und der Weg ist breit, der zur Verdammnis abführt. Und die Pforte ist enge und der Weg ist schmal, der zum Leben führt!“ Aus diesen Worten geht doch ganz deutlich hervor, daß wir es mit der Sünde nicht so leicht nehmen und uns nicht in den Schlaf der Sicherheit einwiegen dürfen, wenn wir einmal in das ewige Leben eingehen wollen. Sagt doch der Herr Jesus hier selbst, daß die Pforte enge und der Weg schmal ist, der zum Leben führt, d. h. es geht da nicht ohne ernstlichen Kampf und ohne entschiedene Selbst- und Weltverleugung ab. Darum sind auch diejenigen im Irrtum, die da meinen, sie hätten es nicht nötig, sich von Grund aus zu ändern und zu bessern, weil Gott, der gütige Vater, über die paar ihnen anhaftenden Schwächen und Fehler schon hinwegsehen und sie auch so annehmen werde, wie sie nun einmal von Natur seien. Ach, welch eine arge Täuschung ist das!

Die Nachfolge Jesu ist doch wahrlich kein Kinderspiel, und die Seligkeit fällt uns doch nicht ohne weiteres in den Schoß, sondern sie will erkämpft und errungen sein. Das bezeugt uns auch der fromme Dichter, wenn er sagt: Es kostet viel, ein Christ zu sein und nach dem Sinn des reinen Geistes leben, denn der Natur geht es gar sauer ein, sich immerdar in Christi Tod zu geben.

Wenn es nicht so wäre, so würde uns Paulus nicht eindringlich ermahnen: Schaffet, daß ihr selig werdet mit Furcht und Zittern! Und dann hätte auch der Herr Jesus nicht gesagt: Ringet danach, daß ihr durch die enge Pforte eingehet, oder wie es an einer anderen Stelle heißt: Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir!

Darum haben wir denn auch die Pflicht, uns ernstlich zu prüfen, ob wir durch unser Tun und Lassen keinen Schaden an unserer Seele nehmen und ob in bestimmten Fällen ein Verzicht auf irgend ein Vergnügen nicht besser für uns wäre. Ganz genaue Vorschriften lassen sich da nicht geben, denn die Menschen sind sehr verschieden. Der eine neigt mehr zu dieser, der andere zu jener Sünde, und was der eine ohne Gefahr tun darf, kann den andern zu Fall bringen. Immer aber gilt es zu bedenken: Die Pforte ist eng und der Weg ist schmal, der zum Leben führt, für viele eine bittere Tatsache, denn sie möchten nicht gerne ihren bösen Neigungen und Angewohnheiten entsagen, sondern alles, was sie an diese Welt fettet, mitnehmen, das ganze Gefolge ihrer Sünden oder doch wenigstens einige, die ihnen besonders ans Herz gewachsen sind. Aber damit kommen sie durch die Pforte, die zum Leben führt, nicht hindurch, denn die ist ja eng. Darum müssen wir, wenn wir nicht verloren gehen wollen, alles, was dem Geist des Herrn widerspricht, abtun, alle Unreinigkeit, allen Stolz, allen Haß, kurz, unseren natürlichen Menschen mit allen seinen bösen Lüsten und Begierden. Ja, dann müssen wir wider kämpfen und die Worte des Viederdichters beherzigen: Ringe recht, wenn Gottes Gnade dich nun ziehet und begehrt, daß dein Geist sich recht entlade von der Last, die ihn beschwert. Ringe, denn die Pforte ist enge und der Lebensweg ist schmal; hier bleibt alles im Gedränge, was nicht zielt zum Himmelsaal. Ringe, daß dein Eifer glähe und die erste Liebe dich von der ganzen Welt abzieht, halbe Liebe hält nicht Stich.

Solcher Kampf und solche Selbstverleugung aber paßt den meisten Menschen nicht. Und darum wandeln sie lieber mit der großen Menge auf dem breiten Wege. Da haben sie es ja auch bequemer, können tun und lassen, was sie wollen und brauchen keine Selbstzucht zu üben. Da können sie bleiben, wie sie von Natur sind und ungestört ihren Lüsten und Begierden frönen. Ja, da dürfen sie alles mit sich nehmen, was ihnen beliebt, ihren Stolz, ihren Haß, ja alle ihre sündlichen Neigungen und Laster, denn der Weg ist doch so breit und die Pforte so weit, aber das Ende dieses Weges ist — die Verdammnis.

Welchen Weg willst du nun wählen, mein Christ? Den

schmalen, der zum Leben führet, oder den breiten, der zum Verderben abführet? Diese Frage möchte ich dir heute ins Gewissen schreiben und ich bitte dich, sie zu deiner wichtigsten Lebensfrage zu machen und zu bedenken, daß sie für dein ewiges Heil von entscheidender Bedeutung ist.

Gott der Herr aber gebe uns allen Kraft, den richtigen Weg zu wählen, damit wir nicht verloren gehen, sondern einmal das ewige Leben ererben. Wir bitten ihn darum zum Schluß: Amen, es geschehe, Amen! Gott versiegle dies in mir, auf daß ich in Jesu Namen so den Glaubenskampf ausführe. Er, er gebe Kraft und Stärk und regiere selbst das Werk, daß ich wache, bete, ringe und also zum Himmel dringe. Amen. O.

Die tiefste Ursache des Zusammenbruchs Deutschlands.

In den politischen Zeitungen wird jetzt viel die Frage erörtert, was schuld sei an dem Zusammenbruch Deutschlands, der zu dem schmachvollsten, je einem besiegten Volke auferlegten Frieden führte. Die einen weisen allein auf den Hunger hin, der in den Ländern der Zentralmächte wütete und die Nerven der Bevölkerung mürbe machte, daß man einen Frieden um jeden Preis, auch um den der nationalen Ehre und der wirtschaftlichen Lebensfähigkeit, wollte; die andern wiederum erklären als die unmittelbare Ursache des Zusammenbruchs die von der Sozialdemokratie gemachte Revolution, die Verheerung durch Volksverführer, die tausende zur Front zurückkehrende Soldaten zur Fahnenflucht, zum Nichtmehrkampfswollen verleiteten, und den Verrat, den auch bürgerliche Demokraten und Pazifisten verübten. Man deckt die Fehler und Versäumnisse der kaiserlichen Regierung in der äußeren und inneren Politik auf, man sucht die Ursachen in strategischen Fehlern und mangelnder Truppenzahl, in der Unzuverlässigkeit und Treulosigkeit der Bundesgenossen und nicht zuletzt in der infamen Handlungsweise eines Wilson, der mit seinen 14 Punkten den dummen deutschen Michel ins Garn lockte.

Es ist nicht die Aufgabe eines christlichen Erbauungsblattes, in dem Für und Wider der Meinungen eine parteipolitische Stellung einzunehmen. Aber das können die Leser verlangen, daß der Christenbote vom rein christlich-religiösen Standpunkte aus die Frage, die alle Gemüter aufs tiefste bewegt, zu beurteilen sucht. Wir wissen aus Erfahrung, wie viel gläubige Christen nach Klarheit und Wahrheit sich sehnen. Manch einer ist in Gefahr, an seinem Gottesglauben irre zu werden; er wird in seiner Seele angefochten von der Frage: Warum mußte der Weltkrieg einen solchen Ausgang nehmen? Warum hat Gott es zugelassen, daß das herrliche deutsche Volk, dessen Sache rein und gerecht war, das allein durch den Reid und die Habsucht seiner Gegner in den Krieg unschuldig hineingezerrt war, so schmachvoll unterliegen mußte? Manch alter Kolonist, in dessen Erinnerung die Heimat sich darstellt als ein Land der Ordnung und der Gottesfurcht, der Königstreue und der Kirchlichkeit, kann solch Erde noch immer nicht begreifen und fragt erschüttert: Hat unser Volk denn solch ein Strafgericht verdient? Sind denn die siegreichen Feinde besser als wir? Es ist die alte Klage, es sind die alten Zweifel, die schon die Frommen des Alten Testaments beunruhigten: „Warum gehet's doch den Gottlosen so wohl, und die Verächter haben alles die Fülle?“ (Jer. 12, 1). „Da ist ein Gerechter, und gehet unter in seiner Gerechtigkeit; und ist ein Gottloser, der lange lebt in seiner Bosheit.“ (Pred. 7, 15).

Diesen angefochtenen Seelen wollen wir helfen, sich in dem Wirwar der religiösen Urteile zurechtzufinden. Freilich zunächst müssen wir sie gleichsam vor den Kopf stoßen, indem wir erklären: es ist tatsächlich ein Gottesgericht, das sich an dem deutschen Volke vollzogen hat. Es ist nicht so rein und unschuldig, als ihr euch denkt. Es ist zwar unschuldig an dem Ausbruch des Krieges, aber es trägt allein die Schuld an seinem Zusammenbruch. Die Schrift, die mit Geisterhänden an die Wand des Königspalastes in Babylon geschrieben war: „Gewogen, gewogen und zu leicht gefunden“, sie steht auch mit feurigen Buchstaben über der Geschichte des deutschen Volkes im Jahre 1918: Gewogen, gewogen, und zu leicht gefunden! Es vollendete sich, was geisterfüllte Männer schon lange vorausgesehen hatten. Die Saat der Gottlosigkeit und Zuchtlosigkeit, seit Jahrzehnten gesät, war aufgegangen und zur vollen Frucht ausgereift. Der Christ, der den Dingen tiefer ins Herz schaut, findet die Wurzeln

des Unheils, das über unser Volk gekommen ist, in dem Abfall von dem lebendigen Gott, in der Verachtung der ewigen Lebensgüter und der Ueberschätzung sinnlichen Genusses und irdischen Besitzes, in dem sittlichen Zusammenbruch, der dem politischen schon lange vorausgegangen war.

Es kann nicht geleugnet werden, daß die Sozialdemokratie die Hauptschuld an der Revolution und deren Folgen trägt. Es liegen dafür zu viele Zeugnisse aus dem Munde ihrer Führer vor, die sich offen ihres teuflischen Wertes rühmen und über den Sturz der Monarchie und des sogenannten Militarismus frohlocken. Wer die Geschichte der deutschen Sozialdemokratie kennt, weiß auch, daß dies von jeher das Ziel der Umsturzpartei gewesen ist. Eigentlich sollte der Ausbruch des Krieges schon das Signal zum allgemeinen Streik und Verrat am Vaterlande geben. Aber im August 1914, als die Wogen der Kriegsbegeisterung hoch gingen, hatten die sozialdemokratischen Führer die Massen nicht in der Hand, und die Revolution mußte bis zu einem günstigeren Augenblick verschoben werden. Dieser rückte immer näher, je größer die Lebensmittelnot in dem von aller Zufuhr abgeschnittenen Lande wurde. Als hunderttausende von Frauen und Kindern an Krankheiten infolge Unterernährung starben, traten jene gottlosen Führer — es sei nur an Namen wie Liebknecht und Rosa Luxemburg erinnert — mit dem Anspruch auf, die wahren Volksfreunde zu sein, indem sie dem Volke rieten, sich selbst wehrlos zu machen und der Gnade des Feindes auszuliefern, der ihnen dafür Brot und Fleisch in Fülle geben würde.

Dieser Verrat der Sozialdemokratie ist eine geschichtliche Tatsache, die alle Beschönigungsversuche von Freunden des deutschen Volkes nicht aus der Welt schaffen können. Und daß die Führer so verräterisch handelten und die Verführten ihnen willig folgten, das lag im Wesen der deutschen Sozialdemokratie, die sich nicht damit begnügte, die berechtigten Interessen der deutschen Arbeiter gegen kapitalistische Ausbeutung und für wirtschaftliche Hebung des Arbeiterstandes zu vertreten, sondern von einem wilden Haß gegen Christentum, Monarchie und Staat erfüllt war. Die deutsche Sozialdemokratie erklärt zwar programmäßig die Religion für Privatsache, aber in ihren Zeitungen und Volksversammlungen wurde der Atheismus, d. h. auf deutsch Gottlosigkeit, gepredigt, die christliche Religion verhöhnt und mit Schmähungen, ja zum Teil mit Verleumdungen überhäuft. Wilde Leidenschaften erregten vor allem das in der Industrie arbeitende Volk, die Jugend verwilderte zusehends in den Groß- und Industriestädten, eine schrankenlose Genußsucht entnernte die Massen, eine himmelschreiende Unsitlichkeit zerrüttete das Familienleben. Und das alles war die Folge jenes fanatischen Atheismus, der die Oberhand gewonnen hatte in unserm lieben deutschen Volke. Schon vor mehr als 50 Jahren schilderte der Dichter Julius Sturm das kommende Unheil als Folge des Unglaubens:

Reißt nur dem Volk den Glauben aus der Brust,
Höhnt seiner Sprüche, spottet seiner Pieder,
Blickt, sucht es Trost bei schmerzlichem Verlust,
Dort, wo sich Hände falten, spöttisch nieder.
Doch weicht von Tag zu Tage mehr die Zucht,
Und wächst die Roheit, mehrt sich das Verbrechen,
Dann erntet auch von eurer Saat die Frucht,
Und klagt nicht, wenn euch Dorn und Distel stechen.

Wo war denn aber die evangelische Kirche? Hatte sie aufgehört, eine Lebensmacht zu sein im deutschen Vaterlande? Das sei ferne. Die Kirche hat in Predigt und Seelsorge treu gearbeitet, in den Werken der Inneren Mission die Gefährdeten und Verlorenen gesucht und gesammelt. Sie war sich schließlich auch der Verpflichtung bewußt geworden, den deutschen Geist durch eine großzügige öffentliche Volksmission zu beeinflussen. Da steht besonders ein großer Prophet auf, um gegen das Gottlose in der Sozialdemokratie anzukämpfen und sie nicht mit weltlichen Kampfmitteln, sondern innerlich durch den Geist Christi zu überwinden: der noch viel zu wenig bekannte und gewürdigte Hofprediger Stöcker, der Vater der christlich-sozialen Bewegung.

Mit einem Herzen voll heißer Liebe zu seinem Volke erkannte Stöcker die tatsächliche Not des arbeitenden Standes und sein Recht auf eine gründliche Umgestaltung der sozialen Verhältnisse. Er sah in dem Sozialismus ein großes wirtschaftliches System, das dem ökonomischen Individualismus schnurstracks widerstrebt, aber er erkannte auch die Gefahr des wilden Sozialismus, der den deutschen Staat zu vernichten drohte

und das Volk dem Atheismus in die Arme trieb. Als Leiter der Berliner Stadtmission machte er die Erfahrung, daß der öffentliche Geist verdorben war, sowohl die religiöse, wie die patriotische Gesinnung; aber wenn er einzeln an die Leute herantrat, entdeckte er auch noch einen andern Sinn, der ihm die Hoffnung gab, daß noch nicht alles verloren sei. Und so faßte er den Gedanken, einen dauernden Angriff gegen den Umsturz zu organisieren und dauernde soziale Hilfe zu schaffen: er gründete im Jahre 1878 die christlich-soziale Arbeiterpartei, welche alle guten und tüchtigen Elemente in der Arbeiterwelt sammeln sollte.

Es würde in diesem Aufsatz zu weit führen, diese ganze jugendsreiche Bewegung zu schildern. Nur so viel sei noch gesagt, daß Stöcker in der christlich-sozialen Arbeit sich genötigt sah, auch die Judenfrage anzupacken. Wollte er den schlechten Geist in der Sozialdemokratie bekämpfen, so konnte er nicht übersehen, daß die Juden eine schlimme Rolle im öffentlichen Leben spielten, sowohl in der Presse, als auch durch die Presse in Politik, Literatur und Kunst. Er sah mit Recht in dem modernen Judentum eine irreligiöse Macht, welche überall das Christentum bitter bekämpft, in den Völkern den christlichen Glauben ebenso wie das nationale Gefühl entwurzelt und als Ersatz nichts bietet, als die abgöttische Verehrung des Mammons. Stöcker hielt von einer bloß antisemitischen Bewegung, die den Juden allein um seiner Rasse willen haßt, gar nichts, sondern seine Lösung war: Rückkehr zu mehr germanischem Rechts- und Wirtschaftsleben, Umkehr zu christlichem Glauben. Er bekämpfte offen und frei die Uebermacht des Kapitals, unordentliche Spekulation, schändliche Ausbeutung der Arbeit, großen und kleinen Wucher. Er betrachtete die Ansammlung des Kapitals in wenigen, zumeist jüdischen Händen als eine der Hauptursachen des sozialdemokratischen Umsturzes und betonte, daß die soziale Revolution überwunden werden müsse durch die gesunde soziale Reform auf christlicher Grundlage.

Was hat die christlich-soziale Bewegung erreicht? Mittelbar die großen Arbeiterwohlfahrtsgesetze, vom alten Kaiser Wilhelm und Bismarcks starker Hand in Angriff genommen. Die ganze Gesetzgebung wurde christlich-sozial beeinflusst. Auch unmittelbare Erfolge blieben nicht aus. Bei der Reichstagswahl im Jahre 1884 in Berlin, dem modernen Sündenbabe, wo bisher allein die Sozialdemokratie und der jüdische Freisinn geherrscht hatten, wurden 60 000 christlich-konservative Stimmen abgegeben, darunter mehrere Tausend von ehemaligen Sozialdemokraten. Später wurde diese Bewegung von der Regierung gedämpft. Von hoher Stelle fiel leider das falsche Urteil: Christlich-sozial ist Unsinn. Berlin wurde wieder die Hochburg des Judentums und der Sozialdemokratie. Die Christlich-Sozialen verlegten ihr Arbeitsfeld nach dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet und brachte es dort zu vielen 100 000 Anhängern.

Wenn man zu Anfang dieses Jahres hörte, daß von westfälischen Industriearbeitern nationale Abgeordnete in die Nationalversammlung nach Weimar geschickt wurden, so kamen diese eben aus den Kreisen, die treu zur christlich-sozialen Fahne hielten. Damit ist bewiesen, daß die gottlose revolutionäre Sozialdemokratie nur innerlich durch die Kräfte des Evangeliums überwunden werden kann.

Der Schreiber dieser Zeilen ist überzeugt, daß die Schuld an dem Zusammenbruch Deutschlands auch alle die Volks- und Regierungskreise trifft, welche den einzigen Weg nicht gehen wollten, der zum Ziele, das heißt zur Gewinnung der großen Masse der Arbeiter für Christus und sein Reich führte. Ein christliches Arbeitervolk wäre niemals des Verrats am Vaterlande fähig gewesen. Ein Volk, in dem die religiös-sittlichen Mächte herrschen, hätte sich auch durch die größten Notstände, die der Krieg mit sich brachte, nicht zur Revolution verführen lassen. Der Geist, der zu Anfang auch die meisten glaubenslosen Deutschen fortriß, der Geist, in dem ein edler Sozialdemokrat sang: „Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen“, hätte gesiegt und unser Volk vor der Knechtschaft bewahrt. Wenn wir diesen unsern christlichen Standpunkt vertreten, so befinden wir uns in der besten Gesellschaft. Niemand anders als der königliche Märtyrer, Kaiser Wilhelm II., hat in einer Unterredung mit Professor Schiemann als die wahre Ursache des Zusammenbruchs den Atheismus und das Freimaurertum bezeichnet, mit anderen Worten die Gottlosigkeit bei Hoch und Niedrig, genährt durch eine christentumsfeindliche, jüdische Presse.

Es ist ein Mangel an christlichem Nachdenken, wenn solchen Gedankengängen gegenüber der Einwurf erhoben wird: Aber sind denn Deutschlands Gegner religiös und sittlich besser, weil

sie gesiegt haben? Als ob solch engherziges Rechnen im Heilsrat Gottes möglich ist! Das deutsche Volk soll erst einmal Buße tun und zu der Erkenntnis kommen, worin es gescheit hat. Die andern Völker wollen wir getrost dem Gericht des Herrn überlassen, der mit ihnen seine besonderen Wege gehen wird. Das assyrische und babylonische Weltreich haben auch nicht ewig bestanden. Als sie ihre Aufgabe, Zuchttruten in der Hand des Höchsten zu sein, erfüllt hatten, wurden auch sie abgetan. Und es gehört keine besondere prophetische Gabe zu erkennen, daß das Strafgericht Gottes auch in den Ländern der Alliierten bereits vor der Tür ist. Für das deutsche Volk aber gilt es jetzt, den Ruf zu vernehmen: „Kehret euch zu mir, so will ich mich zu euch kehren, spricht der Herr Zebaoth.“ (Sacharja 1, 3.)

Deutsche Christen lassen den Mut nicht sinken. „Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er“. (Ebr. 12, 6.) Das geht auf die einzelnen, wie ganze Völker. Wir glauben, daß der Herr doch noch etwas vorhat mit seinem deutschen Volke. Hat es sich wieder zu ihm gekehrt, glauben und beten gelernt, so wird er es erlösen aus aller Schmach, sodaß es einst noch bekennen wird: „Ich danke dir, daß du mich gedemütigt hast, daß ich deine Rechte lerne“. (Psalm 119, 71.) G.

Kirchliche Rundschau.

Der Nebelvorhang, den die Zensur vor unsern Augen heruntergelassen hatte, beginnt sich zu lichten. Auf der Post werden jetzt die deutsch-evangelischen Kirchenblätter ausgegeben. Als erste sind bereits die in andern Ländern Amerikas erscheinenden und zwar aus Argentinien, Chile, Nordamerika eingetroffen.

Am glücklichsten wohl in der ganzen Welt sind die deutsch-evangelischen Gemeinden in Argentinien und in Chile gewesen. Sie haben völlig ungestört leben können. Nur tragen sie in herzlichem Mitgefühl das Leid und Unglück ihrer Glaubens- und Volksgenossen, besonders im Heimatlande, mit. Die Gemeinden am La Platastrom haben sich vieler eingewanderter in Not geratener Volksgenossen angenommen. Auch aus Brasilien stammten viele der Hilfsbedürftigen, sodaß z. B. aus Montevideo vom dortigen Deutschen Hilfsverein Warnungen an alle deutschen Pfarrämter verschickt wurden, die von der Einwanderung abrieten. Die Bundesleitung des Deutschen Volksbundes für Argentinien erließ einen Aufruf an alle Deutschen und Freunde des Deutschtums in den La Plata-Staaten, sich für die Aufnahme deutscher Volksgenossen zu rüsten. Diese werden nicht nur aus Europa kommen, sondern auch aus Nordamerika, besonders aus Kanada. Abordnungen aus Rußland nach Kanada eingewanderter Deutscher sind bereits in Argentinien eingetroffen. Sie wollen wieder ihren Wohnsitz wechseln wegen des Drudes, den sie von der englischen Regierung erleiden mußten. Erfreulich ist die Beobachtung, daß auch die neue deutsche Regierung ihre Pflichten gegen die Auslandsdeutschen nicht versäumen will. Sie hat in Argentinien bei der deutschen Gesandtschaft in der Person des Herrn Professor Doktor Reiper einen Schulsachverständigen ernannt.

Weniger erfreulich ist das Bild, das man von der deutsch-evangelischen Synode in Nordamerika erhält. Sie muß schlimme Zeiten durchgemacht haben. Mit einer Ausnahme stammen die eingelaufenen Blätter aus der Zeit nach Abschluß des Waffenstillstandes. Sie bringen daher nur den Nachhall aus zurückliegenden Schreckenszeiten. Mit der gerühmten Pressefreiheit scheint es nicht mehr weit her zu sein. Viele vorsichtige Meinungsäußerungen erinnern lebhaft an das zarische Rußland. Freilich scheint die Verfolgung weniger von den Behörden aus gegangen zu sein, als vielmehr vom Straßenmob. Die Behörden haben nur das Wüten der Massen nicht gehindert und gebührend gestraft. Ob die Ausbrüche leidenschaftlichen Hasses amtlicherseits geschürt waren, läßt sich ja nie beweisen. Der Verdacht liegt nahe. Aber das ist ja auch die gleiche Art, wie die zarische Regierung nach der Revolution 1905 durch die Gewalttaten der ehrsüchtigen Leute alle freireligiösen Bestrebungen niederhielt. Wer Wind sät, wird Sturm ernten. Alle Anzeichen sind auch in Nordamerika dafür, daß das Land durch schwere innere Krisen hindurch gehen wird. Die Verfolgung der Deutschen, der schon seit längerer Zeit der Farbigenhaf voranging, wird nicht die letzte Beunruhigung in jenem Lande gewesen sein. Wie weit es gekommen ist, kann man daraus ersehen, daß der Pöbel in der Neujahrsnacht 1918 eine deutsch-

evangelische Kirche anzündete und niederbrennen ließ. Mehrfach haben deutsch-evangelische Geistliche Schweres erdulden müssen. In manchen Staaten war die deutsche Sprache völlig verboten. Eingeschüchtert von dem allgemeinen Schrecken ist von vielen Geistlichen nur englisch gepredigt worden, auch von solchen, die diese Sprache nur halb und noch weniger beherrschten. Solche Gottesdienste sind sicher nicht zur Ehre Gottes abgehalten worden, auch wohl schwerlich zur Ehre des Namens der Ver. Staaten. Ob es dort dahin kommen wird, daß alle deutschen Geistlichen, die nur ihre Muttersprache reden, ihr Amt aufgeben müssen? Zum mindesten wird eine Ernüchterung, wenn nicht gar eine Gegenbewegung, zu erwarten sein. Freilich die heranwachsende Jugend lernt immer weniger Deutsch. Viele Gemeindeschulen sind eingegangen. Auch die Lutheraner, die die deutschen Kirchenschulen besonders pflegten, haben der Zeitströmung nachgeben müssen. In der deutsch-evangelischen Synode wird die Hausprache des Vorseminars der zukünftigen Geistlichen in diesem Jahre, die englische. Man will sogar den Namen verändern und sich einfach Evangelische Kirche in Nordamerika nennen. Dem völlig entsprechend ist, daß der Gedanke erwogen wird, mit Methodisten, Presbyterianern usw. ein näheres Bündnis einzugehen, eine einheitliche evangelische Kirche in Amerika zu begründen. Ob es unter diesen Umständen gelingen wird, auch die Leitung der andern deutsch-evangelischen Kirchen in den Staaten Südamerikas zu übernehmen, erscheint mir mehr als zweifelhaft. Die südamerikanischen Staaten, auch Brasilien, haben wenig Lust ihre Unabhängigkeit zu verlieren. Auch die hiesigen Kirchen werden es sich überlegen, ob sie sich enger an eine Kirche anschließen werden, die dem Staatsinteresse der Ver. Staaten ihre altererbte Eigenart opfert. Auch die in Brasilien portugiesisch redenden methodistischen und presbyterianischen Gemeinden werden, wenn sie weiter erstarken, eher selbständiger werden, als daß sie Interessen dienen, die ihrem Vaterlande nicht zum Nutzen sind. Es ist gewiß tief zu beklagen, daß die Einheit der christlichen Kirche, insbesondere der evangelischen, so unter der Eifersüchtelei der Länder leiden muß. Verwunderlich ist es nur, daß gerade in Nordamerika, wo zuerst vom Staate unabhängige Kirchen sich bildeten, eine rückläufige Bewegung einsetzt. Der Einfluß der christlichen Kirche als Lebensstifterin zwischen den Staaten wird dadurch sicherlich nicht zunehmen. Alle Unterschiede werden niemals aufzuheben sein. Gemildert werden die Gegensätze, wenn die verschiedenen Kirchen in der Welt neben ihrem eigentlichen Reichsgotteszweck nicht in erster Linie Staatsinteressen, sondern Volksinteressen dienen. Völker verständigen sich leichter als Staaten, denn die Kriegsrüstung ist Sache der Staaten, nicht der Völker. In dem viel geschmähten Preußen wurde die deutsche Sprache nirgends so gepflegt als innerhalb der evangelischen Gemeinden der Landeskirche. In Berliner Kirchen wurden für ostpreussische Litauer in ihrer Muttersprache besondere Gottesdienste gehalten, nicht im Gegensatz zur Landeskirche, sondern mit ihrem vollem Einverständnis. Sie wurden sogar von den kirchlichen Behörden gern gesehen, die einsahen, daß durch dieses Entgegenkommen die Religion gestärkt würde. Dadurch wurde mittelbar selbstverständlich auch dem Staate gedient. Im freien Nordamerika glauben führende deutsch-evangelische Kirchenleute, sie könnten dem Staate nicht anders gefallen oder gegen ihn nicht besser ihre Pflicht erfüllen, als indem sie die englische Sprache in ihren Gemeinden mehr und mehr einführen. Werden sie ebenso dienstfeurig sein, wenn der Staat kirchenfeindlich wird. Auch in Nordamerika sind die Mächte des Unglaubens und des Unsturzes lebendig. Was soll geschehen, wenn sie sich der Staatsgewalt bemächtigen? Es ist immer gefährlich, wenn man dem Wüten des Bößels allzu sehr nachgibt. Hat man das einmal getan, um Ruhe zu bekommen, so wird es das nächste mal nur noch schlimmer.

Ueber das amerikanische Ausland erfahren wir nun auch etwas mehr von der evangelischen Kirche in Deutschland. Kirchenblätter von drüben, abgesehen deutsch-schweizerische, scheinen in Nordamerika auch nicht vorgelesen zu haben. Man findet wohl Auszüge. Aber diese sind wohl von der Berichtserstattung der Alliierten ausgesucht. Zugleich haben sie die Zensur passiert. So werden hauptsächlich kirchliche Bußstimmen veröffentlicht. Sie offenbaren zum Teil hohen sittlichen Ernst, sollen aber wohl mehr im Sinne der Entente Deutschlands Schuld laut eigenem Selbstzeugnis beweisen. Die Besten Deutschlands sollen den Sieg der Gegner als gerechte Strafe empfinden und somit das laute Kriegsgeschrei von deutscher Barbarei, Unkultur und Verkommenheit rechtfertigen.

(Schluß folgt.)

Die Zukunft der deutschen Mission.

Die christliche Mission unter den Heiden und Mohammedanern hat durch den Weltkrieg schwere Schädigung erfahren. Spottend sehen die anderen Religionen auf den jahrelangen Krieg und den Haß der Christen untereinander. Zudem sind die christlich sein wollenden Regierungen so töricht gewesen und haben Heiden und Mohammedaner als Bundesgenossen in den Krieg hineingezogen. Die Erfahrungen, die diese gemacht haben, müssen an und für sich schon den Erfolg der christlichen Predigt arg behindern. Hinzu kommt, daß das deutsche Missionswerk von den Feinden Deutschlands zerstört ist. Die Missionare sind vielfach interniert, ihre Kirchen, Schulen, Wohnungen und andere Besitzungen sind ihnen abgenommen worden. Auch für die Zukunft ist deutschen Missionaren die Arbeit in englischen Kolonien verboten. Die Franzosen haben die Deutschen schon früher fernzuhalten gesucht. Ob die Spanier, Belgier und Portugiesen evangelische Missionare gern sehen werden, ist zu bezweifeln, China scheint seine Unabhängigkeit auch verlieren zu sollen. Nach Abschluß des Waffenstillstandes erst wurden die Baseler Missionare mit anderen Deutschen in China interniert. Es sind das wohl weniger die Chinesen gewesen. Denn man liest, daß die chinesische Regierung bereit ist, mit Deutschland einen Sonderfrieden zu schließen. Ob Japan bei seiner wohl mehr zur Schau getragenen Deutschfreundlichkeit deutsche Missionare in größerer Anzahl wünscht, ist mehr als zu bezweifeln. Es ist auch fraglich, ob die andern Nationen nicht hier hindernd in den Weg treten werden. So bleiben nur die niederländischen Kolonien. Auch die Holländer haben während des Krieges in ihren Besitzungen nicht frei schalten und walten können. Ihr Kolonialbesitz ist mehr als gefährdet. Wenn die Alliierten über die Verteilung einig gewesen wären, wäre Holland seinen überseeischen Besitz los. Die Aussichten der deutschen Mission sind also mehr als trübe. Hinzu kommen andere Schwierigkeiten. Die ausgebildeten Missionare müßten neue Sprachen lernen. Der Unterhalt ist verteuert; nicht nur die allgemeine Preissteigerung kommt in Betracht. Der Neubau der Missionsanlagen kostet riesige Summen, die das verschuldete Deutschland beim besten Willen nicht bestreiten kann.

Dennoch schreibt der deutsche Missionsmann D. J. Warned: „Wir halten fest an der Hoffnung, daß Gott, der das deutsche Volk zum Träger der Reformation und zum Bewahrer ihrer Schätze gemacht hat, ihm damit eine Aufgabe an die Welt stellt, die noch nicht erfüllt ist.“ Nicht nach Weltherrschaft soll Deutschland streben, das ist uns überführend klar gemacht worden, aber dabei sollen Deutschlands Christen mitarbeiten, daß das Evangelium von der rettenden Gnade Gottes in der Völkerwelt verkündigt und verstanden wird. Vorausgesetzt, daß unsere Kirche diesen Schatz unverdorben sich erhält, bleibt ihr Dienst an der Menschheit bestehen. Dafür wird Gott zu seiner Stunde die Wege bahnen. Wann, wie und in welchem Umfang, das überlassen wir seiner Weisheit. Alle andern Hoffnungen sind gekniet. Diese bleibt uns und verbürgt die Zukunft der deutschen evangelischen Mission.“

Das nordamerikanische Tauschblatt, dem wir diesen Abschnitt entnehmen, nennt diese Kennzeichnung der deutschen Missionshoffnung treffend. Wir erscheinen die Ausführungen reichlich unklar, fehlerhaft und undeutlich. Meiner Kritik möchte ich vorausschicken, die Ausführungen D. Warneds sind offenbar einem größeren Aufsatz entnommen. Im Zusammenhange werden sie vielleicht in einem ganz andern Lichte erscheinen. Dann fragt sich immer, in dieser Zeit besonders, wenn man nicht das Original vor sich hat, ob nicht kleine Änderungen vorgenommen sind. Sollte D. Warned die deutsche Politik wirklich in englisch-amerikanischer Beleuchtung sehen, das das Deutsche Reich nach Weltherrschaft gestrebt hätte? Dann hätte er weniger englische Missionsblätter und mehr deutsche politische Schriften lesen sollen. Es ist jämmerlich, daß ein Deutscher solchen Unsinn reden kann. Wonach die deutschen Politiker strebten, auch die sogenannten schlimmsten Militaristen, war Weltgeltung. Deutschland wollte im Rate der Völker mit gehört werden. Es wollte sich nicht and die Wand drücken lassen. In deutschen Missionstreffen hat man das vor dem Kriege nicht immer verstanden. Was hat aber die Engländerfreundschaft, die Bewunderung des englischen Weltreiches, oft sogar die Dienstbarkeit durch Mithilfe in Verbreitung der englischen Sprache genützt? Gar nichts! Es klingt fromm auf Gottes Abhilfe warten zu wollen. Ganz gottlos ist das Sprichwort auch nicht: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott. Will die deutsche Mission vielleicht auf nachträgliche Gnade der Engländer, als auf die Gnade Gottes warten? Alle

Fehler der englischen Mission, die häufige Vermischung und Verwechslung der Reichsgottesarbeit und des Dienstes für das englische Weltreich, braucht die deutsche Mission nicht mitzumachen. Aber etwas nationalen Stolz sollte man lernen, und an ihm festhalten trotz der Niederlage. Wenn die Deutschen stolz sind, nur auf ihre inneren geistigen Schätze und sich als deren Bewahrer fühlen, so lachen Deutschlands Feinde nur darüber. Sie lassen den dummen Deutschen gern diesen Wahn, aber eben nur als deutschen Wahn. Wenn es wieder so paßt, sind die Deutschen Barbaren, schlimmer als die Hunnen, denen man das heilige christliche Missionswerk niemals anvertrauen darf.

Ueber das Schicksal der einzelnen deutschen Missionsgesellschaften ist hier noch nichts bekannt geworden. Von der Baseler Mission, der viele Deutsche dienten, erfährt man über Nordamerika, daß das Missionswerk in Indien zerstört ist. Nur einige Schweizer sind noch geblieben. Ihnen ist ein kleiner Distrikt zugewiesen worden, wo sie unter englischer Oberaufsicht weiterarbeiten dürfen. Eine neue Schweizer Missionsgesellschaft, die in Lausanne gegründet wurde und die Arbeit der Baseler Gesellschaft übernehmen sollte, wurde von den Engländern nicht anerkannt. Industrie- und Handelsunternehmungen der Baseler Mission in Indien wurden gleichfalls liquidiert. Da merkt man am besten die letzten Beweggründe der Engländer. Sie wollten jede wirtschaftliche Konkurrenz, nicht nur die deutsche, ausschalten. Nachdem ein deutschschweizerisches religiöses Blatt über die Zerstörung des Missionswerkes in Indien berichtet hat, sagt es für ein christliches Blatt in höchst erfreulichem, scharfen Ton:

„Wer unter verartigen Umständen noch Lust hat, ein solches völlig entfremdetes Werk zu unterstützen, der tue es; viele haben weder das Zutrauen noch fühlen sie irgendwelche innere Verpflichtung dazu. Die ganze Verantwortung für das dortige Werk liegt nun auf denen, die es seiner trefflichen Leitung und Arbeiterschaft beraubt haben. Das reiche England, dem nun nach dem Kriege erst recht alle Reichtümer der Erde zufließen werden, wird es übrigens unter seiner Würde halten, eine von ihm regierte Mission von der armen Schweiz aus unterstützen zu lassen. Wir aber bleiben nach wie vor der Baseler Mission treu, die in dieser betrübten Zeit unsere Gaben und Fürbitte besonders nötig hat.“ „Brosamen“.

Was sollen aber in der Gegenwart die deutschen Missionsgesellschaften tun? Sollen sie sich auflösen? Das ist wohl nicht nötig. Engerer organischer Zusammenschluß mehrerer Gesellschaften ist vielleicht ratsam. Dadurch dürfte die erste schwere Zeit mit dem unausbleiblichen finanziellen Druck leichter überwunden werden. Bei dem praktischen Sinn der Engländer ist anzunehmen, daß sie den Deutschen einige Missionsgebiete, wo weniger zu holen ist, wieder überlassen werden. Damit die Deutschen nicht völlig den überseeischen Blick verlieren, ist wohl zu raten, daß solche Zugeständnisse auch angenommen werden, nicht als außerordentliches Gnabengeschenk, sondern als erste Abschlagszahlung. Denn es wäre wohl ein großer Fehler, wenn man in seiner Verzögerung den Missionstrieb des deutschen Volkes ungenützt verkümmern ließe.

R.

Neue periodische Literatur für die evangelischen Deutschen in Brasilien.

In Rio Grande do Sul hat sich ein evangelischer Volksmissionsverein gebildet. Er will sein Arbeitsfeld über ganz Brasilien erweitern und ernannt zu diesem Zwecke Freunde in S. Catharina, S. Paulo, Rio de Janeiro und Espírito Santo provisorisch als Vertrauensmänner. Nachdem die Vereinsmeierei viele Deutsche der Kirche mehr und mehr entfremdet hat, versucht man vielfach nach homöopathischem Muster durch Gründung christlicher Vereine dem Uebel abzuhelfen. Eigentlich sind diese Gründungen immer zugleich eine Anklage, daß die Kirche selbst nicht genügend leiste. Mitunter sind es auch Sonderbestrebungen innerhalb der Kirche, die sich in den Vereinen Geltung zu verschaffen suchen. Der Zweck des obengenannten Vereins ist Verkündigung des Evangeliums Jesu Christi durch Wort und Schrift zur Weckung und Vertiefung christlichen Glaubenslebens im Sinn und zur Unterstützung der evangelischen Kirche des Landes. Niemand wird leugnen wollen, daß in dieser Hinsicht noch viel geschehen kann. Viele zerstreute Christen entbehren bei uns den Segen eines christlichen Gemeindelebens. Vielfach geht auch unser Gemeindeleben selbst schläfrig seinen Gang. In unsern Gemeinden in Santa Catharina und Mittel-

Brasilien will schon der Christenbote der kirchlichen Gemeindegemeinschaft dienen. Er wird aber die Schriftenmission jenes Vereins als Mithilfe gern begrüßen. Der Lesestoff, den wir bieten können, ist bei unsern schwachen Mitteln nur gering. Es fehlen noch immer viele früher bei uns verbreitete, gern gelesene christliche Blätter von drüben. Daß das Lesebedürfnis bei uns groß ist, hat die schreckliche Zeit, die hinter uns liegt, gezeigt. Es ist größer, als man von vornherein erwarten sollte, wozu doch mancher nicht lesen kann. Wir sind schon Leute begegnet, die selbst diese Kunst nicht verstanden, aber dadurch, daß sie sich vorlesen ließen, eine ziemliche allgemeine Bildung erworben hatten. Es ist ähnlich wie in der alten Ritterzeit, wo sogar berühmte ritterliche Dichter sich nur ihre Vorleser und Schreiber hielten. Wenn nur der Wille da ist, lernen bei uns auch Erwachsene verhältnismäßig schnell lesen und schreiben. Ich habe auch bemerkt, daß wo nur eine wirksame geistige Anregung, besonders auch ein religiöses Aufgeweckte sein vorlag, das Hindernis, das sich aus der Nichtkenntnis der Druckschrift ergab, in späteren Jahren, mit Leichtigkeit überwunden wurde. Das Gegenteil kommt freilich auch vor, daß geistig stumpfe Menschen, die in der Schule als Kinder lesen gelernt haben, als Erwachsene in den Analphabetismus zurückfallen. Ein Messer kann durch bloßen Nichtgebrauch rostig und stumpf werden. Zum großen Teil liegt das nachträgliche Wiederverdummen an jenen Leuten selbst. Aber oft fehlt auch nur der Lesestoff. So verdient die Schriftenmission die Unterstützung jedes Gutgesinnten. Herr P. G. Halle in Villa Juhy gibt im Auftrage des Vereins in zwangloser Folge Predigten heraus unter dem Namen „Für eine stille Stunde am Sonntag“. Bis jetzt ist schon Nummer 9 erschienen. Die Blätter werden umsonst verteilt; freiwillige Gaben aber werden erbeten. Den Predigten liegen auch Beiblätter bei „Unter dem Zeichen des Kreuzes“, von denen bereits Nummer 4 herausgekommen ist. In meinen Gemeinden werde ich gern auf Wunsch dem Christenboten die neuen Blätter beilegen. Die andern Pfarrämter werden bereit sein, ähnlich zu handeln. Ich habe vielfach beim Werben für den Christenboten gefunden, daß Nachbarn unser Blatt gemeinsam hielten. Da ist die Geldausgabe, die der eine oder andere fürchten könnte, nur ganz gering. Beim Austausch mehrerer Blätter löst sich auch leichter die Frage, wer der erste Leser sein soll.

Der Volksverein denkt weiter daran, illustrierte Erzählhefte „Nimm mich mit“ herauszugeben. Einzelne soll das erste 200 Rs. kosten. Es soll besonders für die Jugend bestimmt sein, aber auch die Erwachsenen werden es gern lesen. Im November soll eine Weihnachtsummer erscheinen für Bescherungen in Schulen, Kirchen usw. Hiermit wird sicherlich auch einem dringenden Bedürfnis abgeholfen. Es ist zu hoffen, daß diese Neuerscheinungen dazu dienen werden, einen gesunden, kirchlichen Geist in unsern Gemeinden zu pflegen. Höhere Anforderungen an das Verständnis und den Bildungsstand der Leser wollen die „Deutsche evangelischen Blätter für Brasilien“ stellen, die Herr P. H. Dohms in Cachoeira, Rio Grande do Sul, herausgibt. Gegen einen Jahresbeitrag von 68000 werden sie von der Firma Rotermund & Co., S. Leopoldo, regelmäßig zugesandt. In der Selbstanzeige heißt es: Die deutschen evangelischen Blätter für Brasilien erscheinen jährlich zehnmal. Sie behandeln in Aufsätzen alle Fragen des inneren Aufbaus, der Organisation und der Geschichte des deutschen Protestantismus in Brasilien und wollen die Teilnahme an den Lebensäußerungen des deutschen Protestantismus im Reiche erleichtern, fördern und für unsere Volksgemeinde fruchtbar machen.“ Es besteht offenbar die Absicht, der geistig führenden Schicht in unsern Gemeinden zu einem engeren Zusammenschluß, zu inniger Berührung und gegenseitigem Gedankenaustausch zu verhelfen. So rechnet man, daß Lehrer, Gemeindevorstände und tätige interessierte Gemeindeglieder die Blätter halten und unterstützen werden. Aus dem Inhalt der ersten drei Hefte seien hier folgende Aufsätze genannt: Zur Geschichte der deutschen evangelischen Kirche in Rio Grande do Sul, D. Dr. Rotermund; Die Protestanten portugiesischer Zunge und wir, P. E. Lindemann; Amerika in religiöser Beleuchtung, Dr. E. Braga.

Das Unternehmen verdient tatkräftige Unterstützung. Es wäre für unsere deutsch-evangelische Kirche in Brasilien sicherlich nicht nur ein großer Vorteil, sondern auch ein gutes Zeichen, wenn die deutschen evangelischen Blätter sich halten und weitere Verbreitung finden könnten. Schon jetzt zeigen sie, daß geistiges Leben sich regt.

R.

Für den Familientisch.

Vom Aberglauben.

Zwei Erzählungen aus der Kolonie.

Von C. Kleine.

(Fortsetzung.)

Jetzt wußte er, was er tun mußte und führte es auch so gleich aus. — Er trat mitten auf die Brücke und erwartete hier den Nahenden. — Ahnungslos schritt Oswald heran und blieb verwundert vor Stoffel stehen, als dieser nicht von der Stelle wich. — „Was willst du?“ — fragte er barsch, und als Stoffel nicht gleich zu Worte kommen konnte, fuhr er ihn an: „Mach, daß du fortkommst — was fällt dir ein — Geh bei Seite oder du kommst ins Wasser!“ — Doch Stoffel ließ sich nicht einschüchtern, sondern erwiderte ganz ruhig: „Ich habe mit dir zu reden.“ — Stoffel redete in seiner kindlichen Einfalt alle Menschen ohne Unterschied mit „du“ an. — „Ich will dich Bettel lump aber nicht hören — mach, daß du wegstommst, sonst fliegst du in den Bach!“ — schrie Oswald wütend und trat einen Schritt näher heran. — Stoffel hörte das Rauschen des Baches, aber er blieb stehen und schleuderte ihm ins Gesicht: „Heute mich und übermorgen um Mitternacht deinen Nachbar Zader — tue es, wenn du kannst — du Mordhündel!“ — Fast wäre nun Oswald selber ins Wasser gekommen. — Er taumelte zurück, stolperte über die Stredhölzer der Brücke, die nicht einmal ein Geländer hatte, und fiel auf die Kniee. — Stoffel säumte nicht und hielt ihm jetzt alles vor, was er in der Mühle unfreiwillig gelauscht hatte und verschwieß auch nicht den anderen Zeugen. Am Ende setzte er hinzu: „Ich verlange von dir, daß du mir jetzt bei deiner Seele Seligkeit und bei dem heiligen, dreieinigen Gott schwörst, dem Zader kein Leid zu tun, dann will ich von einer Anzeige absehen und keinem Menschen ein Wort davon verraten.“ — „Ich schwöre es bei meiner Seligkeit und der heiligen Dreieinigkeit Gottes, daß ich das, was du jetzt von mir verlangt hast, halten will, solange ich lebe!“ — winselte Oswald kläglich hervor. — „Gut,“ sagte Stoffel befriedigt. — „Und, daß ich mein Wort nicht brechen werde, weißt du ganz gut.“ — Oswald erhob sich jetzt mühsam und wankte mehr als er ging den Weg zurück. — Aber nicht weit, da drehte er sich plötzlich um, stürzte wie ein Tiger mit vor Mordgier funkelnden Augen auf den schwachen Stoffel, der eben seinen Rucksack mit allerlei hölzernem Kleutram auf seinen Rücken geschnallt hatte — hob ihn wie eine Feder empor und warf ihn kopfüber in den stark strömenden Bach. — Dann wandte er sich ohne einen Blick nach rückwärts zu tun, und rannte wie ein Wahnsinniger seinem Hause zu. Dies alles war das Werk weniger Augenblicke gewesen.

Von der Wucht des Falles war Stoffel unter Wasser gekommen, aber der volle Sad mit fast lauter Holzgerät, ließ den leichten Körper Stoffels gleich wieder hochkommen, so daß er nur wenig Wasser geschluckt hatte und bei voller Besinnung blieb. — Er konnte nicht schwimmen, aber der Strom hielt ihn über Wasser und riß ihn blitzschnell dem Wehre zu, welches glücklicherweise ziemlich weit war. Es war ein sogenanntes Streichwehr, d. h., das ganze Wasser strömte, wenn die Schleuse, welche das Wasser zur Mühle hindurch ließ, geschlossen war, über das Wehr frei hinweg und bildete somit auf der andern Seite des Wehres einen Wasserfall. — Wäre Stoffel durch die Kraft des strömenden Wassers über das Wehr hinweggeschleudert worden, so war er verloren, denn unterhalb des Wehres fiel das Wasser auf große Felsen und bildete ein tiefes Loch. — Stoffel gelangte aber gar nicht bis an die gefährliche Stelle. — In demselben Augenblick, da Stoffel ins Wasser geworfen wurde, schoß derselbe Junge, welcher bei den Tauben gewesen, wie ein Pfeil unter der Brücke hervor und den Bach entlang, um einen günstigen Augenblick zu erspähen, wo er Stoffel fassen konnte. — Der Junge konnte schwimmen, wie eine Fischotter, aber solange Stoffel mitten im Strome blieb, durfte er es nicht wagen. — Stoffel wurde auch vom Strome auf die Seite gedrängt, aber es war die entgegengesetzte Seite wo der Junge sich befand. — Indes besann er sich keinen Augenblick, lief eine

kleine Strecke zurück und warf sich in den Strom. — Er hatte die Entfernung richtig taxiert. — In schräger Richtung durchschnitt er den Strom und gelangte dicht an Stoffels Seite. — Hier war das Wasser schon viel ruhiger und es gelang ihm, Stoffel rudweise bis an das Ufer zu stoßen. — Aber das Ufer war hier so steil und hoch, daß sie nicht hinauf konnten und Stoffel war auch schon so matt geworden, daß er kaum noch sprechen konnte.

Fritz, so hieß der große und starke Junge, der eher für 17 als 15 Jahre gelten konnte, glaubte, daß Stoffel schon im Sterben läge und wurde ängstlich. — Aber im Wasser konnten sie nicht bleiben. Er mußte versuchen, weiter unten zu landen. Weil Stoffel schon zu schwach war, um sich an seinem Retter festhalten zu können, packte ihn Fritz mit einer Hand fest am Arme und zog ihn, teils schwimmend, teils wadend, bis zu einer kleinen Sandbank, wo er ihn leicht heraufziehen konnte. — Stoffel hielt die Augen geschlossen und war totenbleich im Gesicht, aber er atmete noch regelmäßig und dies machte Fritz wieder Mut. — Doch wußte er nicht, wohin er Stoffel bringen sollte. — In der Mühle, die am nächsten war, konnte er vielleicht von Oswald entdeckt werden, und um zu Zader zu gelangen mußte er an seinem Elternhause vorbei, und was dann geschehen konnte, war nicht abzusehen. Die nächsten Nachbarn von Oswald und Zader wohnten weit weg, ehe er dahin kam, konnte Stoffel schon tot sein. — Indem er so ratlos da stand und nicht wußte, was er mit Stoffel beginnen sollte, hörte er einen Ton vom Flusse her, in dem der Mühlenbach einmündete. — Fritz wußte gleich wovon dieser Schall herrührte und wußte auch sogleich, wohin er Stoffel nun in Sicherheit bringen konnte. Es war der Schall vom Anschlag eines Ruders an ein Rano und zeigte Fritz an, daß wieder einmal der alte Brasilianer Dionysios mit seinen beiden Söhnen gekommen war, um Hornfische zu fischen, die es in diesem Flusse zu gewissen Jahreszeiten in großer Menge gab. — Fritz war schon lange mit ihnen bekannt und konnte sich mit ihnen auch verständigen. — Kurz entschlossen nahm er Stoffel auf seinen Rücken und trug ihn bis an den Fluß, wo sie die Brasilianer eifrig bei ihrem Geschäfte antrafen. — Diese gerieten in große Verwunderung, als Fritz mit seiner Last ankam, und stellten mehr Fragen als Fritz so schnell beantworten konnte. — Aber endlich wußten sie doch, um was es sich handelte und waren auch gleich bereit zu helfen. — Stoffel wurde im Rano bis an ihren Rancho (Fischerhütte) gebracht, wo er trockene Kleider bekam. Auch flößten sie ihm warmen, starken Kaffee ein, und hüllten ihn in ihre Dedden. — Nach einiger Zeit erholte sich Stoffel wieder und nun beriet er mit Fritz, was weiter geschehen sollte. — Fritz, der durch die letzten Vorkommnisse mit einem Schläge ein ganz anderer, besserer Mensch geworden, erklärte gleich von vornherein, daß er um nichts in der Welt bei seinen Eltern mehr bleiben wollte. — „Wo willst du denn hin?“ — fragte ihn Stoffel. — „O, weit fort von hier, zu meinem Onkel in S. Paulo, der schon lange mich haben wollte. Ich bin sein Patenkind und er will mir die Bäckerei lehren.“ — „Hast du denn Reisegeld?“ — „Nein, aber ich brauche nur an ihn zu schreiben, so schickt er es mir.“ — „Auch wenn er weiß, daß du heimlich weglaufen willst?“ — „Wenn er die Gründe kennt, die mich fortreiben, wird er meinen Vorsatz billigen.“ — Stoffel nickte gedankenvoll und sagte plötzlich: „Wie kamst du denn so plötzlich dazu, als mich der Unho... dein Vater ins Wasser warf?“ — „O, ich wollte heimlich meine Kleider und mein Geld aus dem Hause holen, und weil ich wußte, daß Vater noch am Vormittag nach der Venda wollte, da versteckte ich mich unter der Brücke um abzuwarten bis er vorbei wäre“ — erklärte Fritz. — „Wieviel Geld hast du denn und woher hast du es?“ — fragte Stoffel weiter. — Fritz zögerte mit der Antwort, gestand dann aber doch: „Ich habe heimlich Tauben und — und Eier verkauft.“ — Und als Stoffel ihn darauf vorwurfsvoll ansah und den Kopf schüttelte, setzte er wie entschuldigend hinzu: „Vater gab mir nie einen Binten, Mutter hatte nichts und die Großmutter gab keinem Kinde etwas.“ — „So wolltest du also wirklich ausreifen?“ — „Ja, das wollte ich.“ —

„Aber deine Mutter und Großmutter hätten dich nicht fortgelassen.“ — „O ja, die sind damit einverstanden.“ — Wieder dachte Stoffel eine Weile nach, sah dann den Knaben, der eigentlich kein Knabe mehr war, forschend in die Augen und sagte in einem ganz anderen Tone: „Früher hast du mich immer nur verspottet und verhöhnt und manchmal auch geschlagen und heute hast du mir das Leben gerettet und —“ Der große Junge unterbrach ihn mit Tränen in den Augen und schrie beinahe heraus: „O sei nicht mehr böse — ich wußte es ja nicht besser!“ — Stoffel war erschüttert. — War das nicht eine fürchterliche Anklage gegen seine Eltern, die der Junge unbewußt eben ausgestoßen hatte? — „Und jetzt weißt du es so plötzlich?“ — sagte Stoffel mit weicher Stimme. — Fritz schlug die Augen nieder und erwiderte leise: „Ja, ich weiß jetzt, daß es sehr unrecht war“ — und fuhr bittend fort: „Was ich dir angetan, kannst du mir das vergeben?“ — „Sei still davon! Das war schon längst vergeben und jetzt hast du es hundertfach gut gemacht, und ich bin dein Schuldner geworden.“ — Fritz schüttelte den Kopf und schwieg. — Auch Stoffel schwieg jetzt eine Zeitlang und dachte über die Ereignisse nach, die auf beide einen so tiefen Eindruck hervorgebracht, daß sie beide im Innersten erschüttert wurden. — Mit tiefer Bewegung hatte Stoffel erkannt, wie Gott ihn wunderbar beschützt hatte. — Fritz dagegen fühlte wohl, daß etwas Außerordentliches in ihm vorgegangen und sich eine große Umwandlung bei ihm vollzogen, aber er hatte von ihrer Bedeutung keine klare Vorstellung und war nur einem von Gott eingegebenen Impulse gefolgt, als er Stoffel vor einem gewissen Tode rettete. Ohne klar zu wissen, welche Gnade ihm widerfahren und nur das bestimmte Gefühl, eine gute Tat vollbracht zu haben, hatte ihm plötzlich das Gute vom Bösen zu unterscheiden gelehrt. — Der gute, in ihm schlummernde Geist war aufgerüttelt und wach geworden und hatte über des Teufels Macht herrlich triumphiert. — Der am Geist vernachlässigte und durch den, ihm schon früh eingepflanzten Aberglauben irregeleitete Knabe bekam bald von Stoffel volle Aufklärung darüber, was mit ihm geschehen war. Stoffel lehrte ihm auch den wahren Glauben vom Unglauben zu unterscheiden und fand in ihm einen dankbaren Schüler, der seinen Lehren bis in sein hohes Alter getreu blieb.

Nachdem sich Stoffel alles überlegt und zu einem bestimmten Entschluß gekommen war, sagte er zu Fritz: „Sage dem Alten doch, daß ich nicht portugiesisch sprechen kann und bitte ihn in meinem Namen, daß er oder einer von seinen Söhnen uns herunterfährt bis dahin wo der Weg von der Hauptstraße abgeht nach der Tiefe in der mein Wohltäter Leitner wohnt. Dort kannst du solange bleiben, bis dir dein Onkel Antwort gibt.“ — Sage Dionysio noch, daß gerade dort drei Coqueiraspalmen stehen, die ein regelmäßiges Dreieck bilden und vom Fluß aus gut gesehen werden können, denn der Fluß ist dort ganz dicht an der Landstraße. — Muß ihm auch sagen, daß ich ihn gern dafür bezahlen will, denn bis dort sind es wohl gut zwei Stunden zu fahren, und Stromaufwärts wohl drei oder vier.“ — Dionysio kannte die Stelle, wo Stoffel aussteigen wollte, ganz gut und forderte nur zwei Milreis für die Fahrt bis dahin. — Schnell wuschen sie nun das Kano rein und machten für Stoffel einen guten Sitz zurecht. — Der älteste Sohn des Alten sollte sie fahren. — Nach einer kleinen Mahlzeit frischer Fische und einer Tasse guten Kaffee fuhren sie ab. Fritz ruderte auch mit, so kamen sie Stromabwärts schnell voran — und erreichten noch vormittags ihr Ziel. Hier gab Stoffel dem Brasilianer drei Milreis, und nach vielem Dank von beiden Seiten machten sich Stoffel mit Fritz auf den Weg zu Leitner. — Fritz hatte ihm seine Last abgenommen und Stoffel wunderte sich über sich selbst, daß er heute nach seinem Unfall so gut gehen konnte. — „Ich weiß nicht“ — meinte er zu Fritz — „wir sind doch schon über zwei Stunden unterwegs und fühle keine Stiche im Rücken, und sonst spürte ich schon bei den ersten paar hundert Schritten die leidigen Rückenschmerzen.“ — „Wie weit haben wir noch?“ — fragte Fritz. — „Eine gute Stunde wird's noch sein“ — antwortete Stoffel. — „Dann wollen wir erst ein wenig ausruhen“ — schlug Fritz vor. — Er traute Stoffel nicht viel zu im Gehen. — „Bist du müde?“ — „Ich? Nein, ich kann einen ganzen Tag marschieren und werde nicht müde“ — erklärte Fritz nicht ohne Stolz. — „Dho“ — lächelte Stoffel — „ich glaube, ich könnte das heute auch.“ — Fritz sah ihn von der Seite an und wußte nicht, was er dazu sagen sollte. — Das kleine, gebrechliche Kerlchen, das er sonst nur immer schleichend gesehen und schon von weitem leuchten gehört hatte, hielt heute gleichen Schritt

mit ihm ohne zu leuchten. Er schüttelte den Kopf dazu, mäthigte aber doch seine Schritte ein wenig. — So gelangten sie ohne Aufenthalt zu Leitner. — Als dieser den ganzen Vorgang erfahren und das erste Erstaunen über so Unerhörtes etwas vorüber war, sagte er einfach: „Daß ihr mich gleich aufgesucht habt, war das Beste was ihr tun konntet und ich denke, es wird wohl auch das Beste sein, daß wir gegen jedermann davon schweigen, seine Strafe wird deshalb nicht ausbleiben.“ — Und als Stoffel und Fritz derselben Ansicht waren, fuhr er fort: „Fritz kann hier das Weitere ruhig abwarten, und solange bei mir in Tagelohn arbeiten, bis sein Onkel ihm antwortet. Was er hier verdient, wird gerade hinreichen, um sich die nötigste Kleidung zu verschaffen, denn in Hemd und Hose kannst du die Reise nicht machen.“ Dann wandte sich Leitner an Stoffel und sagte in einem Tone, der keinen Widerspruch zuließ: „Du bleibst jetzt für immer hier, es wird sich schon eine passende Beschäftigung für dich finden. Dein unstätes Leben auf der Straße muß aufhören, es reißt dich vor der Zeit auf und du gehst elend zu Grunde und hast dein Leben zwecklos geopfert.“ — „Ach, ich bin ja zu nichts mehr zu gebrauchen“ — jammerte Stoffel. — „Nicht? ich denke doch und werde dir auch noch sagen, was ich mit dir noch vorhabe“ — entgegnete Leitner und setzte hinzu: „Also, ihr bleibt?“ — Fritz nahm es natürlich dankbar an — und Stoffel? Nun, er sagte kein Wort, aber er weinte wie ein Kind. — Und Tränen sagen oftmals mehr als viele Worte.

Leitner war der letzte Kolonist in dieser Tiefe und da er nach und nach rechts und links noch Land dazugekauft hatte, so wohnte er recht abgelegen. — Er hatte schon eine zahlreiche Familie deren vier jüngste Mitglieder noch keine Schule gegessen, weil sich eben erst in dem kleinen Distrikt eine Schulgemeinde gebildet hatte. Aber das Schulgebäude war noch nicht ganz fertig. — So machte es sich ganz von selbst, daß Stoffel den der Schule bedürftigen Kindern seines Wohltäters vorläufig Unterricht gab, bis die Schule fertig war und sich ein Lehrer gefunden hatte.

In dieser Zeit war es auch, daß Stoffel bei Fritz alles nachholte, was ihm so sehr noch fehlte, um ihn im Glauben und Charakter zu allem Guten zu leiten und immer mehr zu festigen. Dabei zeigte der kleine Mensch mit der großen Seele so viel Geschicklichkeit und natürliche Gabe, alles klar darzulegen und das Gute, was in seinem großen Schüler geschlummert hatte oder vielmehr durch das schlimme Verhältnis im Elternhause so lange unterdrückt gewesen war, zu wecken und festzuhalten, daß Leitner der ihn oftmals heimlich beim Unterricht belauschte, ganz verwundert zu seiner Frau sagte: „Daß etwas in dem kleinen Kerl steckte, wußte ich eher wie er selber, aber daß er so begabt wäre in der Wiedergabe seines eigenen Könnens und Wissens auf eine so klare und deutliche Art, ahnte ich doch nicht. Es ist eine Lust ihm zuzuhören zu können und eine Freude wie die Schüler alles in sich aufnehmen und ihm antworten, und wenn ich nicht schon zu alt wäre, würde ich selber noch sein Schüler.“ — Nun kann ich auch meinen Plan mit ihm mit gutem Gewissen durchführen.“ — Ebenso sicher und leicht ging Stoffel mit Leitners Kindern vor. Er selbst war ein ganz anderer Mensch geworden. — Das Bewußtsein nicht mehr zwecklos ein elendes Bettlerdasein zu fristen, sondern mit einem Schläge ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft geworden zu sein, befriedigte ihn in hohem Grade und gab ihm ein Selbstvertrauen, wie er es vorher nie gekannt. — Und war er nicht eine Fügung ein Werkzeug Gottes? — Wir werden sehen, daß es wirklich so war. Denn das nicht allein hob seinen Geist u. gab ihm die Kraft, das zu sein, was er jetzt war, sondern in noch viel höherem Grade fühlte er sich glücklich, daß er durch Gottes Gnade gerade durch das was ihm der Tod bringen sollte, zu einem neuen Leben geboren wurde. Nicht nur geistig, sondern auch leiblich. Sein schwacher Körper war durch das eisige Sturzbad erstarbt. Die Rückenschmerzen, die ihm die meiste Pein bereiteten, kamen nicht wieder und auch mit den Beinen war er besser daran als jemals zuvor. Dennoch nagte ein heimlicher Kummer an seinem Herzen, den er vergeblich zu unterdrücken suchte. Ein Kummer, der immer größer wurde, je mehr sich das Schulgebäude seiner Vollendung näherte. — Seine Schüler waren ihm schnell ans Herz gewachsen und hingen mit Liebe an ihm, und wenn sie ihn verließen, mußte er seine, ihm so lieb gewordene Beschäftigung aufgeben. — Das war es, was ihn tagtäglich quälte und ihm Nachts die Ruhe raubte. Leitner, der ihn stets scharf beobachtete, hatte sein Herzeleid bald erraten und es mit heimlichem Ergötzen wahrgenom-

men, wie Stoffel sich umsonst grämte und lächelte über die Sorge seines Schütlings. — „Dah ihn nur noch ein Weilchen zappeln“ — sagte er schmunzelnd zu seiner Frau — „um so größer wird die Freude dann sein.“ — „Weißt du das so gewiß, daß sie ihn wählen“ — entgegnete sie. — „Er ist schon gewählt, ich bin Vorstand und habe für ihn gesprochen.“ — „O, dann hat es ja keine Not.“ — „Nein, durchaus nicht, in drei bis vier Wochen wird die Schule eingeweiht und Stoffel übernimmt sie.“ — Und so wurde es. — Stoffels Freude zu beschreiben ist nicht nötig. Wir wollen nur bemerken, daß er in seiner Glückseligkeit wieder in seinen alten Fehler verfiel und reichlich Tränen vergoß.

Schon vorher war Fritz abgereist und hatte ihnen auch schon seine Ankunft bei seinem Onkel gemeldet und versprochen, bald wieder zu schreiben. — Nur von Oswald hatten sie noch kein Sterbenswörtchen gehört. Deshalb wollen wir selber einmal nach ihm sehen und es dem geeigneten Leser getreulich berichten, was wir über ihn erforschten.

Als Oswald damals nach der unglückseligen Tat wie ein Wahnsinniger fortstürzte, kam er leuchtend vor Aufregung und Atemnot bei seinem Hause an. Hier empfingen ihn die beiden Weiber mit Entsetzen, weil sie an seinen verzerrten Zügen und ungewöhnlichen Gebärden sogleich erkannten, daß etwas ganz Außergewöhnliches vorgefallen sein mußte, und dies konnte nur etwas Schreckliches gewesen sein. — Sie versuchten ihn aufzuhalten und bestürmten ihn mit Fragen, aber er schob sie so heftig zur Seite, daß sie beide hinfielen und schloß sich dann in seine Schlafkammer ein. Die Weiber erhoben nun ein gräßliches Geschrei und Geheule und wollten in die Kammer eindringen. Aber Oswald machte nicht auf, sondern fing an zu toben und lief in der großen Kammer wie ein wildes Tier in seinem Käfig immer hin und her. — Die größeren Kinder waren teils bei anderen Leuten in Monatslohn, teils schon verheiratet. Die kleineren aber hatten sich aus Angst versteckt. So waren die beiden Weiber allein mit dem Tobenden im Hause und wußten nicht aus Furcht und Entsetzen, was sie beginnen sollten. — Die Alte lief hinaus und rief nach Fritz sich heifer, aber es kam kein Fritz. Nach einer Weile kam Oswald heraus, bleich und verstört und um vieles ruhiger, aber sein harter Blick verkündete nichts Gutes. — Weber Miele, noch ihre Mutter, wagten eine Frage an ihn zu richten und verhielten sich ganz ruhig. — Oswald schien sie gar nicht zu sehen und ging langsam und schwerfällig der Mühle zu. — Die Weiber folgten ihm in einiger Entfernung. Sie sahen wie er vom Boden der Mühle eine lange Stange herunterholte, an der ein eiserner Haken befestigt war, um die Baumstämme und anderes Treibholz, welches manchmal sich am Wehr und an der Schleuse festsetzte, über das Wehr zu ziehen.

Mit diesem Werkzeug fischte er nun im Wasser herum, als suchte er etwas herauszuziehen, aber es kam nichts zum Vorschein. — Dies tat er so lange, bis er vollständig erschöpft am Ufer liegen blieb. — Mit steigendem Entsetzen hatten die Weiber dieses unheimliche Beginnen mit angesehen und eine fürchterliche Ahnung stieg ihnen auf, aber sie wagten noch nicht sie laut werden zu lassen. — Voll Angst und Grauen ließen sie Oswald liegen und liefen nach Hause, wo sie wieder laut zu schreien und zu jammern anfangen. — Nachdem Oswald sich wieder erholt, fing er sein unheimliches Suchen wieder von neuem an, und so trieb er es bis Abend hin. Bei Mondschein schließlich er wie gebrochen nach Hause. Hier trat ihm Miele entgegen und schrie ihn an: „Was hast du mit Fritz gemacht? Er ist noch nicht da — du hast ihn ersäuft!“ — Auch die Alte kam gelaufen und schrie noch lauter: „Wo ist Fritz?“ — Oswald taumelte zurück und murmelte halblaut: „Fritz? — Fritz? Der — der — Spion sitzt im Laubenschlag — und schreibt auf — jetzt alles auf, was wir heute Morgen — aber ich — wenn er kommt — mache ihn kalt — o so kalt wie — und das Papier — brennt gut — und die Polizen — finden nichts — nichts — bei uns — —“

Aus dieser stoßweise hervorgebrachten und ganz verworrenen Antwort konnten natürlich die Weiber nicht klug werden. — „Du bist verrückt,“ heulte die Alte und wiederholte noch einmal: „Wo ist Fritz?“ — Aber Oswald schwieg jetzt und suchte an den Weibern vorbeizukommen. Miele hielt ihn am Arm fest und auch die Alte klammerte sich an ihn an und beide schrieen und heulten durcheinander um Fritz. — Da geriet Oswald außer sich vor Wut und stieß sie von sich, daß sie übereinander stürzten. Dann rannte er wie besessen dem Hause zu, kehrte aber gleich wieder zurück mit der Art in der Hand. Die Weiber hatten ihn noch rechtzeitig kommen sehen und flüch-

teten in die Bananenbüsche. — Der Wahnsinnige mußte dies nicht bemerkt haben. Er lief weiter nach der Mühle zu. Hier mußte er lange nach ihnen gesucht haben, denn erst nach einer langen Pause sahen sie ihn zurückkehren. — Sie horchten in Todesangst nach den Kindern, wenn er sie fand, konnte er sie in seinem wahnsinnigen Paroxysmus umbringen, denn als er an ihnen vorbeiging, hatten sie die Art im hellen Monndschein blinken sehen. — Aber es blieb alles still. Erst nach langem Warten wagten sie an das Haus heranzuschleichen. — Das älteste Mädchen von den Kleinen kam ihnen entgegen. — Es suchte nach ihnen. — „Anna, wo ist Vene und Moritz?“ flüsterte Miele voller Angst. — „Die sitzen unter dem Backofen“ — antwortete das Mädchen zitternd. — „Wo ist er?“ — fragte die Alte leise. — „Vater ist in der Kammer und schläft.“ — „Weißt du es gewiß?“ — „Ja, ich war an der Luke und habe es gehört.“ — „Hat er die Art mit rein genommen?“ — „Das weiß ich nicht, aber ich habe es gehört wie er den Riegel vor die Türe schob.“

(Fortsetzung folgt.)

Es wird dringend gebeten, die rückständigen Haltegebühren zu zahlen, einzusammeln und abzuliefern.

Damit unser Blatt wieder anfangs jedes Monats erscheinen kann, müssen die Beiträge bis zum 20., die Kirchennachrichten bis zum 25. des vorhergehenden Monats eingeschickt sein.

Kirchennachrichten.

Evangelische Gemeinde Blumenau.

Sonntag, 19. Okt., 9 Uhr vorm.: Gottesd. und Prüfung der Konfirmanden in Blumenau.

Sonntag, 26. Okt., 9 Uhr vorm.: Konfirmation u. heil. Abendmahl in Blumenau.

Sonntag, 9. Nov., 9 Uhr vorm.: Gottesd. u. heil. Abendm. in der Belha-Tiefe.

Sonntag, 23. Nov., 9 Uhr vorm.: Gottesd. u. heil. Abendm. in Blumenau; 3 Uhr nachm.: Gottesd. in Gaspar.

Pfarrer G a b l e r.

Evangelische Gemeinde Badenfurt.

Sonntag, 5. Okt.: Gottesd. in Testo Central, Schule bei Koch.

Sonntag, 12. Okt.: Gottesd. in Itoupavazinha.

Sonntag, 19. Okt.: Gottesd. in Alto Rio do Testo.

Sonntag, 26. Okt.: Gottesd. in Badenfurt.

Sonntag, 2. Nov.: Gottesd. u. Konfirmation in Fortaleza.

Sonntag, 9. Nov.: Gottesd. in Itoupavazinha.

Sonntag, 16. Nov.: Gottesd. in Alto Rio do Testo.

Pfarrer R a d l a c h.

Evangelische Gemeinde Itoupava.

Sonntag, 5. Okt., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Itoupava; darauf Delegiertenversammlung.

Sonntag, 12. Okt., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Itoupava Rega; 2 Uhr nachm.: Gottesd. in Braco do Sul.

Der Konfirmandenunterricht in Fidelis beginnt Donnerstag, den 2. Oktober, 2 Uhr nachm.

Sonntag, 2. Nov., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Massaranduba 58.

Sonntag, 16. Nov., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Itoupava.

Sonntag, 30. Nov., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Itoupava-Rega.

Pfarrer G a b l e r.

Evangelische Gemeinde Timbo.

Sonntag, 5. Okt.: Gottesd. und heil. Abendm. in Timbo.

Sonntag, 19. Okt.: Gottesd. u. heil. Abendm. in Beneditto-Rovo.

Sonntag, 26. Okt.: Gottesd. u. heil. Abendm. in Rio Udda.

Sonntag, 2. Nov.: Gottesd. u. heil. Abendm. in Cedro Alto.

Sonntag, 9. Nov., 9 Uhr vorm.: Gottesd. u. heil. Abendm. in Carijos; 3 Uhr nachm.: Gottesd. in der Obermulde.

Pfarrer R a u s e.

Evangelische Reisepredigt Bella Miança.

Freitag, 21. Nov.: Gottesd. in Trombudo.

Sonntag, 23. Nov.: Gottesd. in Südarm; nachm.: in Matador.

Pfarrer R a d l a c h.